

Vergessene Kultur

Ein wiederentdeckter
Sklavenfriedhof in Brasilien wird
zur Gedenkstätte / Von Andreas Behn

Es ist ein karger Raum voller Geschichte. Unter dem Betonboden, sichtbar durch Glaspyramiden, liegen die Reste eines Friedhofs. „Hier wurden die Schwarzen beerdigt, die aus ihrer Heimat nach Brasilien verschleppt wurden und an den Folgen der Überfahrt starben.“ Die afrobrasilianische Hohepriesterin Iyá Edelzuita de Oxoguian weicht die Fundstätte des Sklavenfriedhofs in Rio de Janeiro nach den Riten des Candomblé. Die Vasen mit parfümiertem Wasser, das sie auf die Stelle träufelt, zieren Gladiolen in Rot und Weiß. Es sind die Farben von Xangô, dem Gott des Donners und der Blitze, der für Gerechtigkeit sorgt.

„Die Reinigung soll die sterblichen Überreste unserer Vorfahren schützen“, sagt Edelzuita. Candomblé ist eine afrobrasilianischen Religion, die sich nach der Befreiung des Sklaven Ende des 19. Jahrhundert im ganzen Land verbreitete. Doch das Wissen darum, wie überhaupt um die Kultur der Schwarzen ist gering. Dies wollen die Initiatoren ändern. „Hier werden historische Fakten gezeigt, die in unserer Geschichtsschreibung oft ausgeblendet werden“, erklärt Kurator Marco Antonio Teobaldo. Es sei ein Ort des Erinnerns, aber auch des Lernens und der Forschung.

Mithilfe von Freunden gründete Gonzalez das „Institut der Neuen Schwarzen“

Der Friedhof wurde 1996 zufällig bei Renovierungsarbeiten im zentrumsnahen Stadtteil Gamboa entdeckt. Die Unternehmerin Ana Merced Gonzalez hatte das Gebäude aus dem 18. Jahrhundert gerade erst erstanden, als Archäologen Überreste von etwa 6000 Afrikanern unter den Fundamenten fanden. Mithilfe von Freunden und der Stadtregierung gründete Gonzalez das „Institut der Neuen Schwarzen“, um an dem Ort ein Kulturzentrum zu errichten.

Der Begriff Neue Schwarze bezeichnet die verschleppten Afrikaner, die in Brasilien ankamen, aber noch nicht verkauft waren. Auch diejenigen zählen dazu, die wegen der Misshandlungen bei der Überfahrt und der Unterbringung in Lagerhallen starben, bevor sie an wohlhabende Familien oder Landbesitzer verkauft werden konnten.

Die Toten des Friedhofs in Gamboa waren zu meist Kinder oder Jugendliche. Er entstand in den 1770er-Jahren, nachdem der Sklavenmarkt aus dem Stadtzentrum in das Hafenviertel Valongo, dem heutigen Gamboa, verlegt wurde. Die Stadtherren hatten den Umschlagplatz für Afrikaner nicht mehr direkt neben ihren Palästen haben wollen. 1831 wurde der Friedhof nach dem Verbot des Sklavenhandels geschlossen.

„Es ist tragisch, dass nicht einmal die Anwohner wissen, was sich an diesem Ort in der Vergangenheit ereignet hat“, beklagt die 78-jährige Edelzuita. Es sei wichtig für das Land, dass „die Bewohner der Stadt und die intellektuellen Stätten wie diese besuchen, denn hier liegen die Wurzeln unserer afrobrasilianischen Kultur“.

Brasilien war einer der größten Märkte für afrikanische Sklaven in Lateinamerika.

Land tut sich schwer mit Erinnerung an diesen Teil seiner Geschichte

In keiner anderen Stadt weltweit lebten damals so viele Sklaven wie in Rio de Janeiro. Erst 1888 wurde die Sklavenhaltung in dem südamerikanischen Land abgeschafft.

Das heutige Brasilien tut sich schwer mit der Erinnerung an diesen Teil seiner Geschichte. Zwar sieht es sich gerne als multikulturelles Land. Doch die schwarze Bevölkerung ist bis heute in jeder Hinsicht benachteiligt, sei es in Bezug auf Wohlstand und Chancengleichheit oder bei der Teilhabe an der politischen Macht.

Es ist vor allem die Schwarzenbewegung, die die Kultur der Nachfahren der Versklavten und ihren Anteil am Aufbau des Landes auf die Tagesordnung setzt. Im ganzen Land gibt es mittlerweile Kultur- und Forschungszentren, in denen die brasilianische Geschichte neu geschrieben wird. „Erinnerungsarbeit bedeutet nicht nur, diesem Ort des Leidens zu gedenken. Wir wollen, dass die Menschen ihre Kultur kennenlernen und leben“, sagt Kurator Teobaldo. Deswegen habe das „Institut der Neuen Schwarzen“ die beiden Nachbarhäuser neben der Gedenkstätte erworben und dort eine Kunstgalerie und einen Veranstaltungsraum eingerichtet.



Geschichtsträchtiger Ort: Iyá Edelzuita de Oxoguian weicht die „Gedenkstätte der Neuen Schwarzen“ ein. Foto: epd



Fröhliche Kinder: Die Bewohner des Waisenhauses in Monrovia springen vor dem Logo des Hilfsvereins in die Höhe.

Fotos: MOZ/Caroline Strang

Die verlorenen Kinder

Deutscher Verein fördert ein Waisenhaus in Liberia – seitdem können die Mädchen und Jungen drei Mal am Tag essen. Auch besuchen sie eine eigene Schule / Von Caroline Strang

Wenn die deutschen UN-Polizisten in Monrovia Freude spüren wollen, wenn sie zu lange kein Kinderlachen gehört haben, fahren sie mit dem Jeep über Lehmipisten bis ganz ans andere Ende der Hauptstadt von Liberia. Bis sie beim Waisenhaus sind. Einmal im Monat kommen sie hierher, bringen Bettzeug, Spielsachen, Süßigkeiten – und fühlen sich wohl. Das liegt an den 70 Kindern, die dort leben. Die umringen die großen weißen Männer in Uniform sofort, nehmen ihre Hände und setzen sich auf ihren Schoß. Unbedarft, herzlich, voller Sehnsucht nach Aufmerksamkeit und Zuneigung. Zwischen der Ansammlung von einfachen blauen Gebäuden kommen sie zusammen mit sorgsam geflochtenen Haaren und vergessen kurz die Enge des dunklen Schlafsaals, vergessen, dass drei Mahlzeiten bis vor einer Weile für sie noch völlig utopisch waren. Vergessen für einen kurzen Moment vielleicht sogar, dass sich ihre Eltern nicht um sie kümmern können.



Hoppe, hoppe Reiter: UN-Polizist Rainer Fromm genießt die Zeit mit den Kindern im Waisenhaus.

Wie Abigail. Sie ist erst anderthalb Jahre alt. Ihre Mutter ist ein junges Mädchen, vom Freund sitzen gelassen, von der Familie verstoßen. Die Schule hat sie nicht abgeschlossen. Hin und wieder kommt sie zum Waisenhaus, um ihr Kind zu sehen. Manchmal nimmt sie Abigail für ein paar Tage zu sich – bis ihr wieder bewusst wird, dass sie kaum für sich selbst sorgen kann. Und schon gar nicht für ein kleines Kind. Das ist das Schicksal vieler Kinder hier. Junge Frauen werden nach Vergewaltigungen schwanger, kämpfen selbst täglich um ihr Überleben, können sich um ihre Kinder nicht kümmern. Oder die Kleinen kommen nach Schicksalsschlägen hierher.

Abigails Ziehmutter ist Oretha Langford. Sie ist die gute Seele des Kinderheims. Vor dem Bürgerkrieg, der von 1989 bis 2003 das Land erschütterte, hatte sie für die Polizei im Bereich Jugendkriminalität gearbeitet. Sie kümmerte sich in den Kriegswirren um Waisen, nahm sie mit nach Hause. Es wurden mehr und mehr. Immer wieder musste sie mit den Kleinen in den Busch fliehen, um den Rebellen aus dem Weg zu gehen, die mordend durchs Land zogen.

Einer dieser ersten Waisen war Anthony Collins. Inzwischen ist er 25 Jahre alt und studiert Wirtschafts- und Agrarwissenschaften. Außerdem kümmert er sich vor Ort um die Finanzen des Kinderheims. Er kann viel erzählen von der Flucht vor den Kämpfen, von Hunger und Entbehrung. Anthony Collins ist aber gleichzeitig ein Visionär aus dem Waisenhaus. Er will ein Farmprojekt aufbauen, Wassermelonen und Kokosnüsse pflanzen und der darbenenden Wirtschaft in seinem Land mit kleinen Schritten aufhelfen.

Dass Collins studieren kann, die Kinder inzwischen drei Mahlzeiten am Tag bekommen und regelmäßig medizinisch versorgt werden, hat viel mit einem Deutschen zu tun. Richard Pöschl war nach einer Liberia-Reise 2007 tief betrof-

fen von der Lage im Land. Als die Polizisten von dem Waisenhaus am Ortsrand erzählten, in dem Oretha Langford versuchte, die Kinder zu retten, entschloss er sich zu helfen. „Das Waisenhaus hatte keine Finanzierung, es bekommt alle drei Monate 500 Dollar vom Staat“, erklärt er. Viel zu wenig. Die Waisenhausmutter stand jeden Morgen früh auf und bettelte auf dem Markt um Lebensmittel, die nicht mehr zu verkaufen waren. Es gab Tage, an denen es gar nichts zu essen gab. Selten wurden die Kinder satt. Schon bei kleinen Verletzungen wurde die Lage ernst, weil sie spät oder gar nicht behandelt wurden.

Um diesen Zustand zu ändern, gründete Pöschl mit Freunden einen Verein – „Kinder Afrikas“. Um Verwaltungskosten zu sparen, arbeiteten alle ehrenamtlich. Das gesammelte Geld sollte ganz nach Liberia fließen. Inzwischen versucht Pöschl, ein Budget für eine 400-Euro-Kraft zu schaffen. Die Arbeit ist kaum mehr zu bewältigen. Um die dringendsten Probleme angehen zu können, riefen die Helfer ein Patenschaftsprogramm ins Leben. Inzwischen hat jedes der 70 Kinder einen Paten. „Ich war Pate Nummer 1, inzwischen sind wir bei knapp 400“, sagt Pöschl stolz. Sein Patenkind Patience Anani ist nun 15 Jahre alt. Der Verein kann inzwischen jeden Monat 1750 Dollar für das Waisenhaus überweisen und 1250 Dollar für die Schule.

Schulbildung war das zweite wichtige Ziel der Helfer. 2008 wurden einfache Schulgebäude gebaut, seit 2009 wird dort unterrichtet. Und daraus ist längst mehr geworden, rund 300 Kinder aus der Umgebung besuchen die Schule ebenfalls kostenlos. Ihre Eltern können sich die Gebühren der öffentlichen Schulen nicht leisten. Aus Deutschland kann man für diese Kinder Schulpatenschaften abschließen – für sechs Euro im Monat.

Weitere Projekte stehen an. So müssen die Mädchenschulräume

neu gebaut werden; die alten sind eng und dunkel. Das Waisenhaus braucht einen Zaun, um es vor Diebstählen zu schützen. Viel zu tun. Und was wird aus den Kindern? „Ziel ist eigentlich nicht, dass die Kinder ewig im Waisenhaus bleiben, sondern zurück zur Verwandtschaft können“, sagt Pöschl. Die Quote der Rückkehrer sei allerdings extrem niedrig. „Wenn die Kinder abgegeben werden, geht es den Eltern entsprechend schlecht.“ Deshalb bleiben viele, bis sie – auch mithilfe der Deutschen – erwachsen geworden sind und einen Schulabschluss haben.

www.kinder-afrikas.de



Überraschungen: Die Kinder warten immer gespannt darauf, dass die Koffer aus Deutschland ausgepackt werden.

Kellnern in Gebärdensprache

Gehörlose führen ein palästinensisches Restaurant / Von Mai Yaghi

higkeiten und Bedürfnisse hörbehinderter Menschen schaffen und andererseits Gehörlosen zu Arbeit verhelfen.

„Die Arbeit gibt mir ein Gefühl von Sicherheit und Selbstständigkeit für meine Zukunft“, sagt Ahmed Dahman in Gebärdensprache, während ein Dolmetscher übersetzt. Das Restaurant habe sein Leben verändert, zuvor habe er keinerlei Aussicht auf einen Job gehabt.

Für Dahman und die anderen elf hörbehinderten Angestellten ist das „Atfaluna“ eine der wenigen Chancen, mit ihrer Behinderung

Arbeit zu finden. Fast jeder Zweite in Gaza ist arbeitslos, Gehörlose haben es noch schwerer auf dem Arbeitsmarkt. Die Benachteiligung fängt schon bei der Ausbildung an. Bis vor einigen Monaten konnten Hörbehinderte nur bis zur neunten Klasse zur Schule gehen, der Weg auf weiterführende Schulen und Universitäten blieb ihnen versperrt. Erst kürzlich eröffnete die erste Oberschule für Gehörlose.

Der Weg ins „Atfaluna“ führt durch einen Torbogen. Darüber steht der Name des Restaurants auf Arabisch, Englisch und in Gebärdenschrift. Drinnen begleitet

eine Kellnerin in einem traditionellen palästinensischen Gewand die Gäste zu ihrem Platz. „Wir wollten uns das Lokal einfach mal ansehen“, sagt Schahd al-Ijla, eine Studentin, die zum Abendessen gekommen ist. „Es hat uns gefallen und wir werden gern wiederkommen, um moralische Unterstützung zu leisten.“

In der Küche garniert Niveen al-Kuka gerade einen Teller, der gleich serviert werden soll. Bevor sie im Restaurant anfang, lernte die 35-Jährige Nähen und nahm Kunstunterricht, in der Hoffnung, damit Geld zu verdienen – ohne

Erfolg. Nun ist Kuka eine von fünf weiblichen Angestellten im „Atfaluna“. „Ich freue mich darauf, meine Kochkünste zu verbessern, so dass ich trotz meiner Behinderung weiterkomme. Ich bin sehr glücklich jetzt“, sagt sie lächelnd.

Auch Amina al-Omari ist in der Küche beschäftigt. Die Arbeit habe ihr neues Selbstbewusstsein gegeben, sagt die 22-Jährige. „Die Gesellschaft hat keine Ahnung von unseren Bedürfnissen. Ich fühlte mich ungerecht behandelt und unterdrückt. Aber diese Gefühle begannen zu verschwinden, nachdem ich anfang hier zu arbeiten und unabhängig wurde. Hier haben wir die Chance, unser Können unter Beweis zu stellen. Wir sind vielleicht taub, aber wir haben viele Fähigkeiten.“